

Der Knauffeffekt.

Humoreste von Leo v. Torn.

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Fräulein Lucie?“
„Beachte, ich bin nicht zu sprechen.“
„Nicht gut zu sprechen — auf mich. Das merkt ein Pferd. Aber trotzdem. Sie sind mir Aufmerksamkeit schuldig.“

„Ich bin niemandem etwas schuldig.“

„O doch. Neben der allgemeinen Achtung und Wertschätzung, die ich als Königlich preussischer Oberleutnant zur See und liebenswürdiger Zeitgenosse beanspruchen kann, schulden Sie mir auch —“

„Herr Leutnant v. Deden, ich verzeihe Ihnen, mir zu folgen!“

„Nun mir leid. Ich gehöre nicht.“

„Ich springe ins Wasser!“

„Nun auch.“

Lucie Gontard war bis in die Mitte des weiten in die See hinausgehenden, äußerlich schwachen Lauffleßes getrieben. Weiter traute sie sich nicht. Und da ihr der Rückzug durch den ärztlichen Menschen verweigert war, so blieb nichts übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen.

„Was also wünschen Sie von mir?“

„Zunächst habe ich Ihnen die Mitteilung zu machen, daß morgen mein Urlaub abläuft.“

„Glückliche Reise.“

„Ich danke sehr.“

„Weiter haben Sie nichts auf dem Herzen?“

„O doch. Heute ist hier der offizielle Schluß der Badeaison. Da dieser Schluß fast mit meiner Abreise zusammenfällt und ich mich darauf lege, überall ein fröhliches Andenken zu hinterlassen, so soll die Saison mit einem „noch nie daemaligen“ Knauffeffekt abschließen. Ich habe für heute Nachmittag einen großen Phantasie-Korso vorbereitet.“

„Das wissen schon die Klunbern.“

„Wart Lucie Gontard über die Schulter hin.“

„So. Nun, dann kann ich ohne weiteres die Frage an Sie richten: Wollen Sie es abgelehnt, sich mit mir an diesem Korsio zu beteiligen?“

„Das junge Mädchen fuhr herum.“

„Was hallo? Das fragen Sie noch? Weil ich es fast habe, mich von Ihnen wie ein Baby behandeln zu lassen! Weil Ihre ostentativen Bescheidenheiten mich kompromittieren! Weil Sie ein unaufrichtiger Mensch sind und, und weil —“

„Mit einem hellen Aufschrei brach sie ab. Kurt von Deden hatte einen Luftstich gemacht und dadurch den Steg in heftiges Schwanken versetzt. Angewandt geduckt raffte sie ihre Röcke zusammen, und die in grauen Gekreuzstiefeln stehenden Füße trippelten in hilflosem Entsetzen von einer auf die andere der hochschwingenden Bohlen.

„Herr — Herr Leutnant! Um Gotteswillen! Was machen Sie! Sind Sie —“

„Verliebt. Rettungslos. Das wissen Sie, Fräulein Lucie. Und Sie sehen, wie leichtsinnig es ist, einen Verliebten durch abscheuliche Bemerkungen zu fräntzen. Die Seele wird in heftige Schwingungen versetzt — und unwillkürlich wippt dann der ganze Mensch mit — sehen Sie — so —!“

Wiederum ein Schrei. Noch angsterfüllter als der erste. Lucie Gontard ließ die Röcke fahren und klammerte sich an den Arm ihres Begleiters, der wie ein Seiltänzer unentwegt auf und nieder huppte. Bei dieser Tätigkeit ließ er in kurzen Absätzen hervor:

„Ich bin ein empfindlicher Mensch, mühen Sie wissen. — Nervös bin in die Fußstapfen. — Doppel! — Ganz recht! halten Sie sich nur fest.“

„Vorläufig kann ich mich noch nicht bändigen. — Ich bin zu erregt.“

„Doppel! — Wenn Sie mich am Lande so leicht behandeln, dann kann ich es Ihnen nur nicht so zeigen, wie erregt ich bin. — Der festere Boden widersteht meiner Gemütsbewegung.“

„Aber hier — doppel! — hier ist der rechte Seismograph für das Zornbeben meines Herzens. — Und wenn Sie mein sturmbelegtes Innere nicht gleich durch ein gutes — aber auch sehr gutes Wort beruhigen — dann fallen wir beide in's Wasser!“

„Herr von Deden.“ jammerte die Kleine, „lieber Herr von Deden — o Gott, o Gott — ich kann nicht mehr!“

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie an —“

„Der wilde Tanz ließ ein wenig nach.“

„Lieber Herr von Deden — das klingt schon ganz hübsch. — Das beruhigt mich ganz. — Aber es ist noch nicht das Rechte. — Machen wir's radikal, Fräulein Lucie. — Geben Sie mir einen Kuß — dann ist meine Seele ruhig und jede Gefahr —“

„Ein dritter Schrei — und diesmal in wirklichem Todesangst. Lucie Gontard hatte den dreifachen Menschen vor sich gesehen — in der Empörung wohl etwas zu heftig und ohne Rücksicht auf den schwebenden, drei Meter über dem Seespiegel gelegenen Stand.

Leutnant von Deden machte einen Satz wie ein zu Tode getroffener Indianer, überschlug sich — für einen Moment plötzlich unvernünftig — allerdings auf fallender Turnierart — und schloß in's Wasser. Letzteres spritzte zu dem entsetzten Mädchen auf. Noch einmal strammte ein paar laute Reine empor, als wenn sie zum Ausbruch allerhöchster Gemütsbewegung nach einer imminenden Platte suchten — dann gingen die Wellen darüber hin —

„Es dauerte fast fünf Minuten, ehe der alte Kasinomanant an d. D.

Grasmus Gontard aus seinem zweifelt schluchzenden Töchterchen herausbekommen hatte, worum es sich eigentlich handelte. Als er es aber heraus hatte, stieg er einen seiner vierundzwanzigjährigen Klüde hervor, schob die Mühe in's Genid und eilte, so schnell ihm seine kurzen, trummen Seebiene tragen konnten, zu seinem Freunde, dem Admiral v. D. von Deden.

„Dieser sah mit seinem Diener und Kapitän Tebie Muhl in dem weissen Sande neben der Bootshütte und stützte an einem Klüber, der bei der letzten Segelpartie in Lappen gegangen war.“

„Du, Admiral!“ brüllte der Hafenkommandeur schon von Weitem über den leeren Strand. „Dein Neffe ist hopps in See und versoffen!“

Die Hubschiff machte nicht den geringsten Eindruck. Auch als er dann den alten Herrn bei der Schulter packte und ihm die Nachricht in die Ohren schrie, beschränkte sich dieser darauf, den Nasenwärmer aus dem Munde zu nehmen und aus dem linken Mundwinkel heraus trüffig auszuspuhen. Dann erst sprach er — und zwar nicht zu dem aufgeregten Deden, sondern zu dem ebenfalls in stoischer Ruhe verharrenden Diener:

„Tebie Muhl, hast gehört, was der olle Drönbartel da redet?“

„Ja, Herr Admiral.“

„Na was meinst du?“

„Ich mein — das ist mit Verlaub 'n ganz dummes Snad.“

„Sehr richtig. Du geh man wieder zu Haus, Gontard.“

„Aber Mensch!“ schauerte der Kommandeur. „Die Sache hat ihre Wichtigkeit! Meine Tochter ist beigesen!“

„Deine Tochter — hm. Denn weiß ich all Beseid, Gontard. Und wie soll er ersoffen sein?“

„Er wolle ich auf dem Steig einen Kuß geben und —“

„Na ja. Tebie Muhl hat ich nicht immer gesagt, daß das 'n verbeulstes Krupzueu ist, diese Weisheit! Und dann will ich Dir man sagen, Gontard — Deine Tochter ist ganz besonders 'n hübschen was bidnäh. Ja ihr schon recht, wenn der Bengel ihr mal mit 'n Knauffeffekt einen Schabernad spielt.“

„Ich mein ja auch, Admiral, daß die Deern ihm den lumpigen Kuß kätt' acken können!“ rief der Dide.

„Aber damit ist doch 'n nichts geholfen! Willst nicht mit rausfahren?“

„Ne. Geh man ruhig zu Haus, Gontard. Eher erlaube ich Du in Deinem holsteinischen Kederkett, als der Kuß in Wasser. Das ist 'n Amphibie. Weist, was 'ne Amphibie ist, Gontard?“

Diese eherne Zuversicht verfehlte ihre Wirkung nicht. Anrührend und brummend wandte sich der Hofentommandant ab. Er mußte sich selbst sagen, daß ein Schwimmer wie Kurt Deden hundert Meter vom Lande und in greifbarer Nähe des Lauffleßes nicht ertrinkt. Außerdem hatte Kurt Deden schon Wasserluntenfrühen gemacht, die selbst einem feebefahrenen Menschen die Haare zu Berge sträubten. Die Geschichte konnte, richtig überlegt, wirklich nur auf irgend ein Alotria hinauslaufen.

Also geseht. Schwente er ab, um sein Töchterchen zu beruhigen.

Inzwischen arbeiteten der Admiral und Tebie schweigend weiter. Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, als der Admiral langsam den Pfeifenstummel aus dem Munde nahm, ausspie und fragte:

„Tebie Muhl, meinst, daß er ersoffen ist?“

„Ich mein nicht, Herr Admiral.“

„Ja recht.“

„Längere Pause. Dann —“

„Tebie Muhl, weisst, Du kannst doch mal nachsehen. Ich deut eben dran — der Bengel ist ja verliesst — und das ist immer der Anfang von allem Unglück. Da bist auf alles Schwimmen nichts, wenn man verliesst ist, Tebie Muhl. Nimm mal die grüne Rolle und schau Dich um.“

Als Tebie nach zwei Stunden mit einem Banditenkumzeln auf dem verödeten Seemannsgelände bei seinem Herrn sich einfand und diesem wie auch dem Hafenkommandeur seine Ergebnisse ausführte, sollte gerade der Knauffeffekt der Saison, der Korsio, losgehen.

Dieser war als eine humoristische Verunstaltung des Babels gebacht.

„Also unter dem Lauffleß hat er gehopt?“

„Ja, Herr Admiral. Erst hat er gekumzeln, daß ich nicht schon früher gekommen bin. Dann mußte ich für 'ne Babelart in See bringen, und da ist er unter Wasser reingekommen. An Land ist er nach Hause geschlichen und da hab ich ihm geholfen, seinen Wagen zurecht machen. Und — hol mich dieser oder jener, Herr Admiral — da kommt er schon!“

Richtig. Der Wagenzaun nahte. Voran ein großer Kahn voller Musikanten — als Meerestöter gekleidet und mit Schiffskränzen auf dem Kopf. Dann ein hübsch dekoriertes Segelboot, in welchem ebenfalls aus Lucie Gontard hätte sitzen müssen. Diese war aber verheiratet, da sie glückselig am Halbe ihres Vaters hing und jetzt erst dem Auge entgegentrat — denn e nahte der dritte Wagen.

Zwei mit Seecarats und frischen Wasserrosen geschmückte Waagen, wie sie zum Transport von Landhöfen benutzt werden, waren weit auseinandergezogen und mit zwei langen schwankenden Böden besetzt — als

ber alle Kasinomanant an d. D.

grüßt. Und auf den Bohlen wippte Kurt Deden einen von lebhafter Gemütsbewegung zeugenden wilden Tanz.

Als er Lucie Gontard erblickte, streckte er ihr lachend beide Hände entgegen — und sie nahm an. Mit einem Schmunzeln war sie oben. Natürlich mußte er sie halten, damit sie nicht fiele — sehr fest sogar mußte er sie halten. Und das mag wohl auch der Grund sein, daß eine ganze Anzahl Zuschauer den Eindruck hatte, Lucie Gontard habe sich vor aller Augen küssen lassen. Einige behaupteten sogar, es hätte ordentlich getraut. —

Aber schließlich — was war dabei? Daß die beiden prächtigen Menschen, trotz ihres scheinbaren Kriegszustandes, zusammengehörten, das wußte längst die ganze Gesellschaft. Viel früher, als die beiden selbst.

Die offene Thür.

(Aus hinterlassenen Papieren eines Generals.)

„Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde —“ wie oft hat der arme Schafespaar schon beraten müssen, um Väterlichkeiten zu bemänteln und zu entschuldigen!

Aber trotz alledem: es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde! Und Ihr jungen Leute, die Ihr heutzutage neue Gebiete der Naturforschung erschlossen habt, die Ihr mit unsicheren Strahlen arbeitet, von keinem Menschen Auge erschaute Sterne auf die photographische Platte bann, die Hypnose und Suggestion kennt —

Ihr, bündelt mich, solltet am wenigsten lachen, wenn ein alter Mann, wie ich, den großen Briten citirt: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde!

Hört zu: Selbstverlebens, kein Märchen, will ich Euch erzählen.

Dort oben, wo nach der Ansicht ehrlicher Leute sich Wölfe und Füchse gute Nacht sagen und wo doch die herrlichsten Wälder ihre Kronen in klaren Seen spiegeln, wo der Eidsdrossel von Rombe zur Bernsteinküste und zu den Süglubnen hinübergrüßt, in der Heilmath des Perunus, Ritallos und Bortrimbos stand meine Wiege. Von Kind auf bin ich in Wald und Feld umhergelaufen und als Vierjähriger schwamm ich schon wie ein Aal in der Ostsee. Mein Vater war ein nützlicher Mann, der gern erzählte, wie er Anno 1815 auf einem Schloß in der Champagne die Hausbesitzer mit seinen Reiterpistolen zum Teufel gejagt habe und der meine Amme fürchterlich privilegierte, weil sie sich einsallen ließ, mir vom „schwarzen Mann“ zu erzählen. Meine Mutter war eine schöngeistige Dame, die mit den Brüdern Schlegel korrespondierte und höchst aufgeklärt machte. Ihr seht — erblich bin ich nicht belästet. Auch meine Erziehung war in feiner Weise angehan, um mich an Geister, Abnungen, Vorzeichen und ähnliche Dinge glauben zu machen. Der Vater schiedte mich oft spät in der Nacht in den Keller, um ihm eine Flasche seines geliebten Mustat Lunel heraufzuholen, und ich nahm nicht einmal eine Kerze mit, obwohl der Weg lang, vielfach verhaselt und dunkel war.

„Wenn Du etwas Außergewöhnliches hörst und siehst, mein Kind,“ pflegte der alte Herr zu sagen, „dann bleibst Du stehen und überlegst, was es sein kann.umeist kommen Geräusche von Ragen oder abplahendem Kalk. Glaubst Du aber, es sei ein Mensch, dann geh auf ihn los: Paß auf: Er wird ausreihen, wie Schafesleber!“

Mit elf Jahren kam ich in's Kadettenkorps; da war natürlich auch keine Stille für Ammenmärchen, und wir Jungen machten uns oft den Spaß, zur Nachtzeit auf den nahegelegenen Kirchhof zu gehen. Furcht hatten wir wohl, aber nicht vor Gespenstern, sondern vor dem Stubenälteste, der unsere Rombischein-Ausflüge dem Hauptmann melden konnte.

Aus dem Korps trat ich in das zweite Garde-Kürassier-Regiment in Berlin, wo meine Eltern Winter über ihren Wohnsitz zu haben pflegten und wo mir auch die Ehre zu Theil wurde, dem geistvollen König vorzulesen zu werden; das war Anfang der vierziger Jahre.

Nach etwa vier oder fünf Jahre Offizier, da besuchte ich in einem Frühjahre meine ostpreussischen Verwandten und Bekannten. Ein halbes Duzend Güter hatte ich schon abgegrast, da machte ich mich nach Rombisch auf, einem wundervollen Besitz der gräflichen Frau v. A. auf dem damals Graf Georg A., Major a. D. und Kriegstameral meines Vaters wohnte. Der Graf hatte eine Tochter aus erster Ehe, die liebliche Ellen, ein reizendes blondes Mädchen von 18 oder 19 Jahren, die mit dem Rittmeister Baron B. ... der Petersburger Gardebatterie, einem Kurländer, verlobt war; in jenen Tagen sollte die Hochzeit stattfinden. Graf A. selbst war zum zweitenmal verheiratet mit einer Klein C. ... einer Frau von mehrlieblicher Schönheit. Hatte Ellen blondes Haar, blaue Augen und die regelmäßigen Züge, so war die junge Frau — die höchstens drei Jahre älter war, als ihre Stiefhochzeit — braun an Augen, wie Haar, und ihr Gesicht entbehrte jeglicher Symmetrie; trotzdem zog sie sofort aller Blicke auf sich durch die wilde Grazie ihres Wesens.

Graf A. und Herta, seine Gattin, lebten in der glücklichsten Ehe, und derselbe freundliche Stern glühte auf allem Anschein nach über dem jungen Paar leuchtete. Baron B. überhäufte seine Braut mit Beweisen der Zärtlichkeit, und Ellen betete den schönen Mann an, der einen Kopf größer wie sie war und von dem die Mär erzählte, er habe einst ein wildes Pferd mit einem Faustschlag zu Boden geworfen. Natürlich nur Märchen — aber charakteristisch.

Schloß Rombisch liegt herrlich auf einer Anhöhe, die sich steil aus dem Meeresniveau erhebt. Ein Hügel ist auf Granitfundament bis an den Strand herangeführt, so daß man, wie in einem venezianischen Palast, aus den Fenstern in das Wasser hineinsehen könnte. Ein prachtvoller Park im englischen Geschmack, umgeben den Gärten und Gärten, jenseits der hohen Mauer, öffnet sich ein lieblicher Blick in die weite Niederung und auf die Rombischer Waldungen.

Wir — etwa zwanzig bis dreißig Hochzeitsgäste, zumest ostpreussische Landaristokratie, und einige Freunde des Bräutigams, verlebten entzückende Tage in dieser anmutigen Gegend. Wasser- und Wagenpartien wechselten mit einander ab und am Vorabend der Hochzeit führte uns ein Spozierritt weithin über die Besitzungen des Grafen. Ich sehe sie noch alle: den alten Herrn auf seinem bewährten Rappen, Ellen auf ihrem Falben, die Gräfin auf einem unbändigen Sched, Baron B. auf herrlichem Goldbusch, dem Gesellschafter eines Großfürsten.

Als wir vom Ader, über den eine flotte Stepelochse geritten worden war, in den Wald einzritten, sagte einer der Herren lachend:

„Und in Posenbons Nichtenhain — tritt er mit frommem Schauer ein.“

An diese Bemerkung knüpfte sich ein Gespräch über Abnungen und Anzeichen, und bald gab ein jeder seine Hausfrau zum besten. Der eine erzählte von Wichtelmännchen, der andere von einer weißen Frau, der dritte von einem mysteriösen Trümpfot u. f. w.

„Nun, Graf A., und was haben Sie für ein artiges Familiengeschichten?“

fragte endlich ein Gast den alten Herrn, der still seines Weges dahintritt und lächelnd zu allen Erzählungen den Kopf schüttelte, „geben Sie uns, bitte, auch etwas zum besten.“

Der Graf sah den Frager fast unwillig an:

„Ich glaube an diese Thorheiten nicht!“

„Aber wir haben doch eine Familienangelegenheit“, fiel die Gräfin ein. „Und wenn mir mein Herr und Gebieter auch abwinkt — ich will sie erzählen, wie sie mir erzählt worden ist. Vor hundert Jahren haben die Ahnen meines Mannes hier schon auf Rombisch gelebt; sie waren Heiden, wie alle alten Preußen. Endlich ließ sich einer von ihnen zum Christenthum bekehren. Er baute die alte Kirche im Dorf mit der Grabkammer und wurde dort als Erster bestattet. Als er auf dem Sterbette lag, erschienen ihm die Heidenötter, denen er abgeschworen hatte. Sie bürdeten ihm nichts anhaben, denn der Christenprieester mit dem Kreuz stand dabei; aber sie verfluchten den Ungeheuren in gräßlichen Tönen und sprachen: „Du und Deine Nachkommen — Ihr sollt den Tod fürchten lernen! Jedesmal, wenn einer stirbt, am Vorabend seines Todes, soll die Thür der Grabkammer offen stehen, ob sie auch verschlossen war. Wißt, das sind wir, die alten Güter!“ Und so geschieht es jetzt noch immer durch die Nachkommen bis in unsere Tage hinein.“

Diese Erzählung, welche die Gräfin in ihrer feierlichen Art und Weise, mitten im Fort mit Ausbruch vortrug, fand allgemeinen Beifall und Herr v. D., ein Verwandter des Barons, machte den Vorschlag, nach dem Dorf hinüber zu reiten und die seltsame Feste anzusehen. Der alte Graf hatte einige Einwürfe, als aber seine Gattin — die wie eine Wallfische zu Pferde sah — dem Sched die Schoren gab und dahinschaltete, folgte ihr die ganze Kavallade und nach zehn Minuten hielten wir vor der Kirche und Grabkammerthür.

Und die Thür fand offen!

Weit offen. So daß man in den Gana hineinsehen und rechts und links die bestaunten Säule erkennen konnte.

„Unfinn!“ rief Baron B. „Wahrscheinlich vom Wind aufgeschoben!“

Ober die Bauernjungen haben daran gelacht!

Aber Niemand wollte an die Erklärung glauben, und etwas gedrückt und still kamen wir wieder im Schloß an. Doch bei jungen Leuten und zumal solchen, die eine Hochzeit feiern wollten, halten trübe Stimmungen nicht lange vor; schon nach einer halben Stunde scholl fröhliches Lachen und Scherzen durch die Zimmer und als der große Fadelzug der Dorfbesohner vor der Rampe aufmarschierte, da war die edle Volterablaube da.

Ich hatte scharf den Campagner ausgedrückt und ging um die zehnte Stunde ein wenig in den Park, um mich abzukühlen; der Mond war beinahe voll und zauberte seltsame Schatten auf die Rasenflächen und merkwürdige Reflexe auf die Sträucher und Baumgruppen. Auf einer verfallenen Bank nahm ich Platz und träumte für mich hin; wie still, wie geheimnißvoll still war es hier! Nichts als das leise Plätschern des Stromes in der Ferne!

Während hörte ich einen schlürfenden, knirschenden Ton, als ob eine große Klüftung über den Sand hinlief. Und nun ist sich drüben in der Nahtenalle, die im Halbdunkel daselbst eine düstere Gestalt aus der Finsternis und schwebt mit fliegendem Scherle nach dem Schloß zu. Schon will ich mich erheben und ihr nachsehen, da fesselt mein Auge eine zweite Erscheinung. Linafame, geisterhaft, wie ein Schenken gleitet eine weiße Gestalt

sich, und Ellen betete den schönen Mann an, der einen Kopf größer wie sie war und von dem die Mär erzählte, er habe einst ein wildes Pferd mit einem Faustschlag zu Boden geworfen. Natürlich nur Märchen — aber charakteristisch.

Schloß Rombisch liegt herrlich auf einer Anhöhe, die sich steil aus dem Meeresniveau erhebt. Ein Hügel ist auf Granitfundament bis an den Strand herangeführt, so daß man, wie in einem venezianischen Palast, aus den Fenstern in das Wasser hineinsehen könnte. Ein prachtvoller Park im englischen Geschmack, umgeben den Gärten und Gärten, jenseits der hohen Mauer, öffnet sich ein lieblicher Blick in die weite Niederung und auf die Rombischer Waldungen.

Wir — etwa zwanzig bis dreißig Hochzeitsgäste, zumest ostpreussische Landaristokratie, und einige Freunde des Bräutigams, verlebten entzückende Tage in dieser anmutigen Gegend. Wasser- und Wagenpartien wechselten mit einander ab und am Vorabend der Hochzeit führte uns ein Spozierritt weithin über die Besitzungen des Grafen. Ich sehe sie noch alle: den alten Herrn auf seinem bewährten Rappen, Ellen auf ihrem Falben, die Gräfin auf einem unbändigen Sched, Baron B. auf herrlichem Goldbusch, dem Gesellschafter eines Großfürsten.

Als wir vom Ader, über den eine flotte Stepelochse geritten worden war, in den Wald einzritten, sagte einer der Herren lachend:

„Und in Posenbons Nichtenhain — tritt er mit frommem Schauer ein.“

An diese Bemerkung knüpfte sich ein Gespräch über Abnungen und Anzeichen, und bald gab ein jeder seine Hausfrau zum besten. Der eine erzählte von Wichtelmännchen, der andere von einer weißen Frau, der dritte von einem mysteriösen Trümpfot u. f. w.

„Nun, Graf A., und was haben Sie für ein artiges Familiengeschichten?“

fragte endlich ein Gast den alten Herrn, der still seines Weges dahintritt und lächelnd zu allen Erzählungen den Kopf schüttelte, „geben Sie uns, bitte, auch etwas zum besten.“

Der Graf sah den Frager fast unwillig an:

„Ich glaube an diese Thorheiten nicht!“

„Aber wir haben doch eine Familienangelegenheit“, fiel die Gräfin ein. „Und wenn mir mein Herr und Gebieter auch abwinkt — ich will sie erzählen, wie sie mir erzählt worden ist. Vor hundert Jahren haben die Ahnen meines Mannes hier schon auf Rombisch gelebt; sie waren Heiden, wie alle alten Preußen. Endlich ließ sich einer von ihnen zum Christenthum bekehren. Er baute die alte Kirche im Dorf mit der Grabkammer und wurde dort als Erster bestattet. Als er auf dem Sterbette lag, erschienen ihm die Heidenötter, denen er abgeschworen hatte. Sie bürdeten ihm nichts anhaben, denn der Christenprieester mit dem Kreuz stand dabei; aber sie verfluchten den Ungeheuren in gräßlichen Tönen und sprachen: „Du und Deine Nachkommen — Ihr sollt den Tod fürchten lernen! Jedesmal, wenn einer stirbt, am Vorabend seines Todes, soll die Thür der Grabkammer offen stehen, ob sie auch verschlossen war. Wißt, das sind wir, die alten Güter!“ Und so geschieht es jetzt noch immer durch die Nachkommen bis in unsere Tage hinein.“

Diese Erzählung, welche die Gräfin in ihrer feierlichen Art und Weise, mitten im Fort mit Ausbruch vortrug, fand allgemeinen Beifall und Herr v. D., ein Verwandter des Barons, machte den Vorschlag, nach dem Dorf hinüber zu reiten und die seltsame Feste anzusehen. Der alte Graf hatte einige Einwürfe, als aber seine Gattin — die wie eine Wallfische zu Pferde sah — dem Sched die Schoren gab und dahinschaltete, folgte ihr die ganze Kavallade und nach zehn Minuten hielten wir vor der Kirche und Grabkammerthür.

Und die Thür fand offen!

Weit offen. So daß man in den Gana hineinsehen und rechts und links die bestaunten Säule erkennen konnte.

„Unfinn!“ rief Baron B. „Wahrscheinlich vom Wind aufgeschoben!“

Ober die Bauernjungen haben daran gelacht!

Aber Niemand wollte an die Erklärung glauben, und etwas gedrückt und still kamen wir wieder im Schloß an. Doch bei jungen Leuten und zumal solchen, die eine Hochzeit feiern wollten, halten trübe Stimmungen nicht lange vor; schon nach einer halben Stunde scholl fröhliches Lachen und Scherzen durch die Zimmer und als der große Fadelzug der Dorfbesohner vor der Rampe aufmarschierte, da war die edle Volterablaube da.

Ich hatte scharf den Campagner ausgedrückt und ging um die zehnte Stunde ein wenig in den Park, um mich abzukühlen; der Mond war beinahe voll und zauberte seltsame Schatten auf die Rasenflächen und merkwürdige Reflexe auf die Sträucher und Baumgruppen. Auf einer verfallenen Bank nahm ich Platz und träumte für mich hin; wie still, wie geheimnißvoll still war es hier! Nichts als das leise Plätschern des Stromes in der Ferne!

Während hörte ich einen schlürfenden, knirschenden Ton, als ob eine große Klüftung über den Sand hinlief. Und nun ist sich drüben in der Nahtenalle, die im Halbdunkel daselbst eine düstere Gestalt aus der Finsternis und schwebt mit fliegendem Scherle nach dem Schloß zu. Schon will ich mich erheben und ihr nachsehen, da fesselt mein Auge eine zweite Erscheinung. Linafame, geisterhaft, wie ein Schenken gleitet eine weiße Gestalt

über den Rasen; die Hände hängen schlaff auf beiden Seiten herab, der Kopf ist hintenüber gefallen. Die Erscheinung kommt aus derselben Richtung, wie die dunkle Gestalt, und auch sie verschwindet gegen das Schloß hin.

Ich fasse an meinen Kopf; träume ich? bin ich betrunken? Habe ich Halluzinationen?

Aber vielleicht erscheinen sie noch einmal! Ich warte fünf, zehn Minuten — endlich ein Tritt. Aber nichts Geisterhaftes, fest und männlich! Sporen und das Glimmen einer Zigarre. Ich sehe genau zu, der Rittmeister Baron B., der gemächlich des Weges daherkommt. Er sieht mich nicht, geht auf zehn Schritte an mir vorbei und summt ein Liedchen vor sich hin, deutlich höre ich einige Worte: Es ist ein altes Chanfon und der Schluß lautet: „Mais hors du mariage ca fait toujours plaisir.“

Gut, er raucht seine Abendzigarre — aber sein Lied mißfällt mir; wenn ich einmal Bräutigam bin und am Vorabend der Hochzeit in den Park gehe, dann singe ich ein Dantlied in meinem Herzen, und auf meinen Lippen soll nur der reine Name meiner Braut schweben.

So gingen meine Gedanken damals. Bald darauf erhoß ich mich und suchte mein Zimmer auf, denn ich war müde und sollte morgen als Vortänzer fungieren: das ist ein anstrengendes Ehrenamt.

Am andern Morgen, ich stehe gerade vor dem Toilettenspiegel, höre ich einen Schrei, dann Lärmen und Laufen. Draußen jagt ein berittener Bote nach dem Dorf hinunter. Was ist geschehen? Ich führe schnell in den Keller, nehme die Mähre und will mein Zimmer verlassen, da tritt mir der alte Johann, der mich bedient, entgegen, ein Bild des Jammers: Thränenüberströmt, blaß wie der Kalk an der Wand, schlachtend an allen Gliedern.

„Mann — Mann, was ist denn geschehen?“

„Die Komteß — ist — todt.“

Und so war es wirklich. Als Ellen am Morgen auf das Klopfen ihrer Jungfer nicht öffnete und die Thür erbrochen worden war, fand man sie am offenen Fenster leblos: die Arme niederhängend, der Kopf hintenübergebeugt, in schneeigem Gewande.

Unter dem Fenster rauschte der Strom.

Der Arzt, der bald zur Stelle war, glaubte Herzschlag annehmen zu dürfen; jedenfalls war der Tod schon gestern Abend eingetreten, spätestens gegen 11 Uhr.

Der alte Graf war untröstlich, in einer Nacht wurde er grau. Die Stiefmutter und der Bräutigam zeigten gute Haltung und waren gefaßt.

In der alten Kapelle wurde sie gebettet, in einem weichen Sarg unter Myrthen. In aller Augen schimmernden Thränen, als sie die Braut hineintrugen.

Und die Leute vom Dorf flüsterten: „Die Thür war offen!“

Die Zukunft der Indianer.

Ueber die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme äußert sich Karl Sapper im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, Jahrgang 1905. Der Globus berichtet darüber: Die kleinen Urwaldstämme gehen trotz ihres verhältnismäßig großen Maßes politischer, zum Theil auch noch kultureller Unabhängigkeit wegen der ungünstigen Gesundheits- und Erwerbsverhältnisse ihres Wohnortes ihrem Untergange entgegen und sind theilweise bereits im Aussterben begriffen. Ihre entlegenen Wohnorte schützen sie zwar einigermaßen vor rascher Vermischung mit Weißen und Negizen, aber schließlich wird durch den immer stärker werdenden Verkehr und die wirtschaftliche Abhängigkeit das Endziel der noch lebensfähigen, wenig volkreichen Urwaldstämme, das Aufgehen in der umgebenden Mischlingsbevölkerung, erreicht werden. Rasch wird dieses Aufgehen in der Mischlingbevölkerung eintreten bei den wenig volkreichen Indianerstämmen, die jetzt nur noch kleine, infelartige Gebiete inmitten spanischer Umgebung besitzen und ihre eigene Sprache und Kultur bereits ganz oder fast ganz verloren haben. Eine bedeutende Widerstandskraft werden dagegen die kompakten Indianermassen Guatemalas und Südamerikas beweisen, da bei ihnen einmal die natürliche Volksvermehrung recht bedeutend ist, und andererseits auch stellenweise eine gewisse wirtschaftliche Selbstständigkeit vorhanden ist in jenen Gegenden, wo Indianer großen Grundbesitz ihr eigen nennen. Dort dürfte in der nächsten Zeit die Zahl der Indianer noch bedeutend anwachsen, aber bei dem steigenden Eindringen der spanischen Sprache und europäischen Kultur wie entsprechenden Rückgangs der indianischen Eigenart wird auch hier schließlich das Endziel darin zu finden sein, daß allmählich Vermischung mit der umliegenden europäischen wie Mischlingsbevölkerung eintreten wird und so — freilich erst nach Jahrhunderten — der Untergang der reinen Indianer-rasse befristet sein wird, ein Untergang, den indianische Sprachen noch ein wenig, indianische Kulturelemente aber noch für immer überleben werden.

Ein Reim auf Deutschland.

In einer größeren Gesellschaft wurde kürzlich die Behauptung aufgestellt, auf „Mensch“ und „Deutschland“ gäbe es keinen Reim. Ob der „Mensch“ sich reimt, weiß ich nicht, daß aber auf Deutschland ein Reim vorhanden sei, konnte Schreiber dieses mit einem Gedicht des Schriftstellers A. Schnegler beweisen, der in seiner humoristischen Rhapsodie: „Delirium rimans“ u. a. folgendes sagt:

„O daß ich reimen sich auf Erden
Alles ungereimte ließe!
Bald zu einem Paradiese
Würde sie dem Menschen werden.
Der doch selbst vor allen Dingen
Ist in keinen Reim zu bringen.“

Und vor allem du, o Deutsch-land,

Dem so mancher Funkenstern,

Drauf du schnell dich gefreut

schwand

In ein ödes Dunkel fern!

Mögest du von des Nordens Gunde

Bis zum Saum des Alpenranzes